

Auf der Suche nach dem Opodildack

Über einige Tücken des Übersetzens

In einem amerikanischen Prosatext über einen Anlageberater in Zeiten der Bankenkrise steht das Wort „interest“. Der Übersetzer verwendet den Begriff „Interesse“. Grundsätzlich ist „Interesse“ zwar eine korrekte Übersetzung, aber hier ein falsch gewählter Terminus. In der Erzählung ist der „Zins“ als ökonomischer Preis gemeint. Ein triviales Beispiel, sicher. Erfahrene Übersetzer wissen natürlich, welcher von mehreren möglichen deutschen Begriffen sinnvoll ist. Eine Online-Übersetzungsmaschine hätte vermutlich Probleme.

Allgemeines

Am einfachsten zu übersetzen sind Sachtexte, in denen es vor allem auf den Inhalt ankommt und der Stil keine besonderen Ansprüche erhebt. Belletristik stellt dagegen besondere Anforderungen an die Ästhetik, an Form und Stil. Vielschichtige Texte sind schwieriger zu übersetzen als solche ohne anspielungsreiche Wörter und Phrasen, und am schwierigsten zu übersetzen sind Gedichte.

„Der Roman dieser englischen Autorin liest sich flüssig.“ „Der Stil dieser Spanierin gefällt mir.“ Aussagen, die sich auf die deutsche Übersetzung beziehen, sind oft zu hören. Das Lob geht zunächst allerdings an die falsche Adresse, denn nicht der Stil der Autorin, sondern der des Übersetzers wird bewertet. Und der kann aus einem Gähner einen Kissenkraller oder aus einem eleganten, vielschichtigen Text ein hölzernes, triviales Traktat machen. Im Idealfall erkennt und trifft der Übersetzer den Originalton durch die richtige Wahl der Begriffe und Formulierungen.

„Ein schlüssiger Text“ – auch das liest man oft. Schlüssig kann ein Text aber auch dann wirken, wenn *four* mit „fünf“ oder *one billion* mit „einer Billion“ übersetzt wird. Eine flüssige und schlüssige Übersetzung ist nicht zwingend gut. Flüssig und schlüssig ist sie eben auch dann, wenn der Übersetzer alles ihm Unverständliche oder Rechercheintensive gestrichen oder vereinfacht hat. So kann er die Tätigkeit in einer Notrufzentrale, im Original mit vielen Fachtermini auf zwei Seiten beschrieben, auf ein paar Zeilen

„zusammendampfen“ – und die Leser merken es nicht. Eine gute Übersetzung gibt den Inhalt richtig und vollständig wieder und spiegelt die Ästhetik des Originals.

madine chocotte lande

Spezielles

Hochsprache ist einfacher zu übersetzen als Dialekt, gesprochene Sprache, Umgangssprache oder ein spezieller kommunikativer Code, wie er in den *banlieues*, den Pariser Trabantensiedlungen, entstanden ist. Ein Beispiel: Die von der Formulierung *Made in Scotland* abgeleitete *banlieue*-Phrase *madine chocotte lande* bedeutet sowohl „Hergestellt in Schottland“ als auch „Angst haben“ (auf Französisch *avoir les chocottes*). Dieser Code ist äußerst dynamisch. Die Bewohner der *banlieues* grenzen sich mit ihm von der bürgerlichen Gesellschaft ab, definieren darüber ihre soziale Zugehörigkeit und entwickeln ihn ständig weiter. Wer Anspielungen auf die heutigen Rapmusiktexte französischer Migrantenkinder verstehen oder solche Texte übersetzen will, muss immer auch den Zeitbezug berücksichtigen.

Der Aspekt der Zeitabhängigkeit gilt allgemein für Texte, denn mit zeitlichem Abstand verstehen wir sie weniger: Phrasen oder Wörter kommen aus der Mode oder ihre Bedeutung verändert sich. Das ist sehr schön erkennbar an der neuen Grimmelshausen-Eindeutschung im Eichborn Verlag. Wörter sterben aus, weil es das Bezeichnete nicht mehr gibt, wie beispielsweise der regionale Name einer Baumart, die am Herkunftsort des Begriffes ausgestorben ist, oder der einer Tierart, die aus ihrem Lebensraum abgewandert ist. Mitunter behilft man sich mit einer „kreisförmigen“ Übersetzung: in einem Fachbuch aus jener Zeit den Begriff suchen, den dazugehörigen Fachbegriff entnehmen und in einem neueren Werk den Namen der Pflanze nachschlagen, um herauszufinden, wie sie heute heißt. Mit wachsendem kulturellem Abstand wird es schwieriger, beispielsweise Wertbegriffe adäquat zu erfassen.

Das Beispiel Sarah Orne Jewett

Die in Neuengland geborene Schriftstellerin Sarah Orne Jewett (1849–1909), eine Zeitgenossin von Mark Twain und Freundin von Henry James, Rudyard Kipling oder Harriet Beecher Stowe, zählt neben



Willia Cather und Kate Chopin zu den bedeutendsten Autorinnen aus Neuengland. In ihren zahlreichen Geschichten beschreibt sie eindringlich und lebendig das Land und das Leben der Menschen in all seinen Facetten – von seiner Banalität bis hin zu seinen Besonderheiten. Am bekanntesten sind ihre Kurzgeschichte *A White Heron* (1886) und ihr Roman *The Country of the Pointed Firs* (1896).

Gesprochene Sprache

Jewetts Erzählungen handeln oft von einfachen, „ungebildeten“ Leuten aus dem Arbeitermilieu oder der Provinz, die meistens gesprochene Sprache (nicht zu verwechseln mit Umgangssprache oder Dialekt) verwenden. Diese Sprache folgt einer spontanen Dynamik und nicht den Gesetzen der Hochsprache. Das macht die Figuren sehr realitätsnah und definiert ihre soziale Herkunft und ihre sozialen Unterschiede. Damit sind zugleich die Gründe genannt, warum eine Übersetzung diese Besonderheit berücksichtigen muss.

Jewett verwendet keine Umgangssprache, keinen Dialekt, selten Figuren, die mit Akzent sprechen. Häufig handelt es sich bei den Protagonistinnen um Kapitänswitwen, Bäuerinnen, Frauen mit ein wenig eigenem Grund und Boden oder einem Häuschen, die sich mit Nähen oder anderen Arbeiten Geld dazuverdienen. Da es für gesprochene Sprache noch kein Wörterbuch gibt, muss die Übersetzerin die gesprochene Sprache selbst in Hochsprache übertragen, um sie dann in eine adäquate Form der gesprochenen Sprache zu übersetzen.

She's well able to hire somebody, Esther is; but there, you can't find no hired man that wants to git up before

five o'clock nowadays; 'tain't as 'twas in my time. (The Dunnet Shepherdess)

Typisch für die gesprochene Rede wie im Beispielsatz ist das Zusammenziehen von Wörtern durch Verschlucken von Vokalen (*'tain't = it is not* und *'twas = it was*), die Verwendung der doppelten Verneinung (*you can't find no hired man*) oder das Nachklappen von Bestimmungen (*Esther is*). Das Wort *git* ist kein Druckfehler, sondern steht für *get*.

Im Deutschen sähe das beispielsweise so aus: „Sie könnt sehr wohl jemand bezahl'n, das könnt Esther; nun ja, aber heutzutage kriegt man keinen Helfer nich', der vor fünf Uhr morgens aufstehen will; 's ist nicht mehr wie zu meiner Zeit.“

Bei der Übersetzung gesprochener Sprache kann man außerdem Indikativ (oder den falschen Konjunktiv) statt Konjunktiv verwenden, vor allem bei der indirekten Rede:

My gran'ther was to the South Seas in his young days [...] an' he said cussin' was common there. (In Dark New England Days)

„Mein Großvater ist in seinen jungen Jahren in der Südsee gewesen, [...] und er hat gesagt, dort war das Fluchen üblich.“

Oder man wählt Präsens statt Futur und Perfekt statt Imperfekt:

I never wanted for pàtridges or gray squer'ls while he was to home. He's been a great wand'rer, I expect, and he's no hand to write letters. (A White Heron)

„Mir hat's nie an Rebhühnern oder Grauhörnchen gefehlt, als er noch zu Haus gewesen is'. Er is'n guter Wand'rer gewesen, schätz ich, und er hat kein Händchen fürs Briefeschreiben.“

Dabei muss die Übersetzerin selbst entscheiden, in welchem Ausmaß sie die gesprochene Sprache anwendet, ohne schematisch vorzugehen.

Wörter wie *wand'rer* oder *pàtridges* sind einfacher zu ermitteln, denn da fehlt nur ein Buchstabe, e und r, Wörter wie *'tain't* werden häufig verwendet, aber ein Begriff wie *cramb'ries* (*An Only Son*) oder *squer'ls* ist selten oder einmalig und so kann es dauern, bis man es über Ausprobieren der Aussprache zurückführen kann, in diesem Fall auf *squirrels*. *Gray squer'ls* habe ich in der ersten Rohfassung mit „graue Eichhörchen“ übersetzt, bis ich im Großwörterbuch die Bezeichnung „Grauhörnchen“ fand. Der Grzimek führt an, dass Grauhörnchen größer als rote Eichhörchen sind, was erklärt, warum sie eine nennenswerte Jagdbeute sind.

Ausgestorbene Sprache

Schwieriger wird es, wenn das Wort ausgestorben ist wie *opodildack* (*Law Lane*). Nirgendwo in meinen

'tain't

cramb'ries

Anzeige

>> WENN DAS BUCH MAL WIEDER ZU GROSS FÜR DIE TASCHE IST <<

KURZGESCHICHTEN EINZELN KAUFEN! AUF:

WWW.HOSENTASCHEGESCHICHTEN.DE

'BUCHMARKT-AWARD 2009 NEWCOMER DES JAHRES'

üblichen Quellen konnte ich es finden. Aber da der Begriff von einer Figur benutzt wird, die gesprochene Sprache verwendet, musste es einen ähnlich klingenden Begriff geben, beispielsweise *opodeldoc*, den ich im Oxford English Dictionary (OED) fand mit der Erklärung, es handele sich dabei um eine aus mehreren Zutaten wie Opium, Alkohol und Kampfer bestehende Heilsalbe. Eine deutsche Bedeutung fand ich weder in meinen Englisch-Wörterbüchern noch im Internet. Das DUDEN-Fremdwörterbuch führt jedoch „Opodeldok“ auf mit der Erklärung, es sei ein von Paracelsus auf Kampferbasis entwickeltes Einreibemittel gegen Geschwülste, Gichtknoten und Verhärtungen. Die Erklärung stimmte weitgehend mit der im OED überein. Der Fall *opodildack* war gleich zweifach problematisch: zum einen durch die gesprochene Sprache und zum anderen durch den zeitlichen Abstand zum Originaltext.

Dieser zeitliche Abstand ist naturgemäß die zweite Besonderheit von Jewetts Texten. Im Lauf der letzten hundert Jahre sind einige Phrasen und Begriffe ausgestorben oder sie werden kaum mehr verwendet. Vor allem sind dies Wörter aus Fauna, Flora und Heilkunde wie *opodeldoc*, *white heron* (*A White Heron*), *witch-grass* (*Law Lane*) oder *choke-pear* (*An Only Son*). Nichts davon findet sich in meinem Großwörterbuch. Beim *white heron* half mir wieder Grzimek, wo ich den richtigen Begriff „Schmuckreihher“ (lat. *Egretta thula*) fand. Der ungekürzte Webster's von

1913 lieferte mir den botanischen Namen zu *witch-grass* (*Law Lane*), *Panicum capillare*, der mich auf die heutige Bezeichnung „Rispenhirse“ oder „haarästige Hirse“ führte. Bei *choke-pear* (*An Only Son*) brachte mich der Grimm (Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm) weiter mit dem Begriff „Würgbirne“ oder „Würgbirn“ (lat. *Pirus vinifera*), eine ausgestorbene Mostbirnensorte mit rauem, adstringierendem Geschmack, der Würgreflexe auslöst. Das passte kontextuell und ausschlussdiagnostisch und ist nichts anderes als die wörtliche Übersetzung von *choke-pear*.

Manche mögen sich dabei vorkommen wie ein Sherlock Holmes oder eine Miss Marple der Wörter, manche wie Erbsenzähler. Vor allem aber erfordert diese Rechercharbeit eine hohe Neigung zur Selbstausbeutung und eine hohe Toleranz gegen die Hausmilbe (lat. *Glycyphagus domesticus*), Englisch *house mite*.

Mit *crambries* sind im Übrigen *cranberries*, Cranbeeren, gemeint.

Almut Oetjen

Reich werden

mit Goetz Buchholz

Diesmal: Auch Freie können riestern

Früher konnte man diese Erkenntnis ja noch leichter verdrängen. Aber seit die Deutsche Rentenversicherung all ihren Versicherten ab 55 Jahren alle drei Jahre automatisch eine „Rentenauskunft“ zuschickt (jüngeren auf Anforderung), liegt irgendwann diese deprimierende Mitteilung auf dem Tisch, wie hoch die eigene Rente später voraussichtlich sein wird.

Wer sich dann fragt: „Wie soll ich denn davon leben?“, sollte ein wenig nachdenken. Denn auch mit 55 ist es nicht zu spät, mit der Aufbesserung der Rente anzufangen. Und was viele freie Autoren nicht wissen: Wer über die Künstlersozialkasse versichert ist, kann dafür sogar staatliche Zuschüsse kriegen.

Eine „Riester-Rente“ dürfen nämlich alle abschließen, die Rentenpflichtversichert sind – also nicht nur Arbeitnehmer, sondern eben auch KSK-Versicherte. Und da Medien immer wieder gern über die Riester-Rente herziehen, kann die Antwort auf die Frage, ob sich das lohnt, gar nicht klar genug ausfallen: Ja, das lohnt sich. Ohne Wenn und Aber.

Natürlich nur, wenn man überhaupt etwas fürs Alter zurücklegen will. Aber wer das ohnehin vorhat, kann via Riester für ein ganz normales „Finanzprodukt“, das er vielleicht sowieso abschließen möchte, noch einen staatlichen Zuschuss bekommen. Pro Erwachsenen immerhin bis zu 154 Euro im Jahr, plus 185 Euro pro Kind. Welchen vernünftigen Grund gäbe es, darauf zu verzichten?

Zumal man sich wirklich aussuchen kann, was am besten passt: eine private Rentenversicherung, ein Banksparplan, man kann das Geld in Aktienfonds oder in eine eigene Immobilie stecken. Den Höchstbetrag gibt es, wenn man pro Jahr (inklusive Zuschuss) mindestens 1.000 Euro oder mindestens 4 Prozent des Vorjahreseinkommens anspart. Könnte man ja irgendwie schaffen.

Wer mehr wissen will, geht am besten zur Verbraucherzentrale. Wer ver.di-Mitglied ist, bekommt dort noch einmal extragute Konditionen. Nur mit Bank- und Finanzberatern sollte man in dieser Frage vorsichtig sein. Die kriegen ihre Provision bei einer Riester-Rente nämlich erst später als etwa bei einer normalen Lebensversicherung. Weshalb der (Rückkauf-)Wert der Versicherung schneller steigt – und viele Berater lieber etwas anderes verkaufen.

Mehr auf www.mediafon-ratgeber.de – Goetz Buchholz